

Werk

Titel: Goethe und Frau Rehberg, geb. Höpfner

Autor: Scherer, Wilhelm

Ort: Frankfurt a. M.

Jahr: 1885

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503540463_0006|log47

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

R. I. g. Wir haben referiren hören, was Ihr wegen der bey Gelegenheit der an den für den desertirenden Husaren Thon angetretenen Rekruten Bircke abzugebenden ledernen Hosen zwischen Euch und dem Rittmeister von Lichtenberg entstandenen Differenz mittelst Berichts vom 10^{ten} hujus, welchem die anschliessig rückfolgenden Akten beygefügt gewesen, anhero gelangen lassen. Um die Sache wieder in gehörige Ordnung zu bringen machen Wir Euch hiermit unsern Willen bekannt, dass die anno 1778 dem Husaren Corps geschaffte lederne Hosen bis ad annum 82 getragen, dagegen anno 84 wieder ein paar dergleichen halb von dem Beymontirungs Gelde von 78 bis 80 und halb von dem statt der sonstigen Tuchhosen abzugebenden Quanto gefertigt und solche bis 84 getragen werden sollen.

Wie Ihr nun künftig ohne der abgeschafften Tuchhosen weiter zu erwähnen in der Ordnung fort zu fahren habt, dass alle zwei Jahre ein Paar lederne Hosen jedes auf 4 Jahre zu tragen dem Corps gereicht werde: Also werdet Ihr zugleich in dem gegenwärtigen Falle die 3 rthl. 6 gr. 9 pf. dem Rittmeister von Lichtenberg zu restituiren und ihm unsre Willensmeinung bekannt zu machen, hiermit angewiesen. An dem etc. (geschieht unser Wille) u. Wir (bleiben euch in Gnaden gewogen.) Weimar den 12 May 1779«.

C. A. H. BURKHARDT.

21. *Goethe und Frau Rehberg, geb. Höpfner.* Über die Art, wie sich Goethe 1772 bei Höpfner in Giessen einführte, gab es bisher zwei Versionen: Goethes Bericht in Dichtung und Wahrheit (3, 94 L.) und Höpfners Erzählung bei Karl Wagner in den Merck-Briefen 3, 110. Eine dritte Version theilt Herr Obersteuerrath Hallwachs in Darmstadt mit, derselbe, dem wir die Kenntniss einer vortrefflichen Silhouette Goethes (Rollett, Goethe-Bildnisse S. 29) verdanken. Seine Stiefgrossmutter, Höpfners Frau, erzählte ihm den Vorfall, als er etwa 14 Jahre alt war, folgendermaßen:

»Eines Tags meldete sich ein junger Mann in vernachlässigter Kleidung und mit linkischer Haltung zum Besuche bei Höpfner mit dem Vorbringen an, er habe dringend mit dem Herrn Professor etwas zu sprechen. Höpfner, obgleich damit beschäftigt, sich zum Gang in eine Vorlesung vorzubereiten, nahm den jungen Mann an. Die ganze Art und Weise, wie sich derselbe beim Eintreten und Platznehmen anstellte, liess Höpfner vermuthen, dass er es mit einem Studenten zu thun habe, der sich in Geldverlegenheiten befinde. In dieser Ansicht wurde Höpfner dadurch bestärkt, dass der junge Mann damit seine Unterhaltung anfang, in ausführlichster Weise seine

Familien- und Lebensverhältnisse zu schildern, und dabei von Zeit zu Zeit durchblicken liess, dass diese nicht die glänzendsten seien. Gedrängt durch die herannahende Collegstunde entschloss sich der Professor sehr bald, dem jungen Mann ohne Weiteres eine Geldunterstützung zufließen zu lassen und damit zugleich der peinlichen Unterhaltung ein Ende zu machen. Kaum gab er jedoch diese Absicht dadurch zu erkennen, dass er nach dem Geldbeutel in seiner Tasche suchte, so wendete der vermeintliche Bettelstudent das Gespräch wissenschaftlichen Fragen zu und entfernte sehr bald den Verdacht, dass er gekommen um ein Geldgeschenk in Anspruch zu nehmen. Sobald der junge Mann bemerkte, dass der Herr Professor eine andere Ansicht von ihm gewonnen, nahm das Gespräch jedoch die alte Wendung und die Andeutung des Studenten, dass es schliesslich doch auf das Verlangen nach einer Unterstützung abgesehen sei, wurde immer verständlicher. Nachdem Höpfner auf diese Weise ein und das andere Mal sich in der Lage befunden hatte, dem jungen Manne Geld anzubieten und dann wieder davon abstehen zu müssen glaubte, entfernte sich der Student rasch und liess den Herrn Professor voll Zweifel und Vermuthung über diesen räthselhaften Besuch zurück.

Als Höpfner am Abend desselben Tages, doch etwas später wie gewöhnlich in das Lokal trat, wo sich die Professoren der Universität gesellschaftlich zusammen zu finden pflegten, fand er daselbst ein vollständiges Durcheinander. Die ganz besonders zahlreiche Gesellschaft war um einen einzigen Tisch herum gruppiert, theils sitzend, theils stehend, ja einige der gelehrten Herren standen auf Stühlen und schauten über die Köpfe ihrer Collegen in den Kreis der Versammelten hinein, aus dessen Mitte die volle Stimme eines Mannes hervordrang, der mit begeisterter Rede seine Zuhörer bezauberte. Auf Höpfners Frage, was da vorgehe, wird ihm die Antwort: Goethe aus Wetzlar sei schon seit einer Stunde hier. Die Unterhaltung habe nach und nach sich so gestaltet, dass Goethe fast allein nur spräche und alle verwundert und begeistert ihm zuhörten.

Höpfner voll Verlangen den Dichter zu sehen, besteigt einen Stuhl, schaut in den Kreis hinein und erblickt seinen Bettelstudenten zu einem Götterjüngling umgewandelt. Höpfners Erstaunen lässt sich denken«.

Die vorliegende Version ist deshalb merkwürdig, weil sie, von Goethes Erzählung augenscheinlich unabhängig, zu derselben besser stimmt, als der angebliche Bericht Höpfners bei Karl Wagner. Es war sehr unvorsichtig, hier, wie Düntzer in seinen Erläuterungen zu Dichtung und Wahrheit 2, 181 thut, die Wagnersche Überlieferung ohne weiteres als That-

sache zu behandeln und so dem Goetheschen Bericht entgegenzustellen.

Man weiss aus der oben angeführten Stelle der dritten Merckschen Briefsammlung, dass nach vielen Jahren Höpfners an den Hannöverschen Geh. Cabinetsrath August Wilhelm Rehberg verheirathete Tochter Marie den Scherz erwiderte oder, wie sich Wagner wunderlich ausdrückt, ihren Vater an Goethe rächte. Sie führte sich als eine Bäuerin, als eine Verwandte des Geheimraths Göz in Rudesheim bei ihm ein. Wagner setzt die Scene nach Marienbad und ins Jahr 1816. Marienbad ist richtig, aber 1816 unmöglich und vielmehr in 1823 zu corrigiren.

Frau Rehbergs eigener brieflicher Bericht darüber, vom 30. November 1823, liegt uns in einer von Herrn Obersteuer-rath Hallwachs mitgetheilten beglaubigten Abschrift vor und lautet:

»Welch eine Geschichte haben Sie mir von Goetz erzählt! Wirklich ich musste dreimal lesen, eh ich mich überzeugen konnte, dass Sie das wirklich geschrieben hätten! Peinlich wird mir doch immer der Gedanke bleiben, den Freund zum Instrument in einer Posse gebraucht zu haben, über dem schon der schwarze Todesengel schwebte. — Aber die ganze Posse überhaupt war vielleicht nicht löblich! — Indess ich unternahms im Vertrauen auf den Catechismus, der da spricht: Nothlüge ist erlaubt. Und da der Erfolg den Helden oder den Thoren macht, so darf ich ja wohl dreist den Kopf in die Höhe heben.

Gern möchte ich Ihnen und H. [Hallwachs] recht viel vom Gespräch mit Goethe erzählen können, aber es geht aus vielen Gründen nicht. Am Morgen, da ich bei ihm allein war, blieb natürlich die Unterhaltung in der Sphäre der Gewöhnlichkeit; ich hatte mich so gut in meinen Basenmantel eingemummt, dass ihm gar kein Zweifel aufsteigen konnte, als habe ich je eine Zeile von ihm gelesen, ja ob ich überhaupt lesen und schreiben könne blieb ungewiss. »Ach sage Se mer doch, Ihr Exelenz, ob Se sich wieder recht gut befinde, ach wie wird sich mein Herr Vetter freie! und viele, viele Leit werde sich freie! Is es denn wahr, dass Sie sich selbst curirt habe? — Die Leit habe sagt die Dokter hätte Sie nicht ksund mache könne«.

Er kam nicht aus dem Lächeln über die komische Base, zog sie immer wieder aufs Canape und sagte, ob sie denn heute nicht in Marienbad bleiben wolle? — »Ach nein, Ihr Ex. sehn Se, ich reis' mit einem alten Herrn, der hat absolut nich herkwollt; aber ich hab'n soviel kbitt, bis ers kthan hatt. — Mer wolle nach Prag, das soll e schöne Stadt sein, und

zu Dresde, soviel schöne Bilder« etc. Was war auf solches Zeug zu antworten und was konnte man so einer Base sagen?

Den Nachmittag hätte ich nun gar zu gern mir meinen Pardon allein geholt, und ihn womöglich in die alte Zeit zurückgeführt, zu meinem Vater und Merk u. s. w., aber Rehberg wollte doch auch sein Theil von ihm haben, und blieb »als verwünschter Dritter« dabei sitzen — ich war nach meiner üblen Gewohnheit auf Reisen, halb taub und so entgegen mir Vieles, was er mit R. über allerley litterarische Gegenstände, und über Göttingen sprach. Er hat eine Herausgabe seiner Correspondenz mit Schiller vor, wovon ihn aber doch noch, wie er sagte, die Furcht abhielte, Manchen unter den Lebendigen zu verletzen und Anstoss zu geben, was ihm Rehberg auszureden und ihn zu bewegen suchte, seine Correspondenz der Welt bald möglichst zu schenken. Die Geschichte seines Lebens, sagte er, sey geschlossen. Ich brachte ihn doch noch auf Darmstadt und Merk, wobey er ein Wort aussprach, was das ganze Leben Rehbergs bezeichnete und mir mit einem Blitzstral den Punkt erleuchtete, um den sich sein ganzes Schicksal gedreht hat. Ach! konnte ich nicht umhin, im Stillen zu seufzen: wer das R. vor 30 Jahren zugerufen hätte! Und wenn ers hätte befolgen können! — Aber hier erkannte ich *meinen* Dichter, an dem ich vor Allem den gesunden Menschenverstand bewundert habe, womit er immer den Nagel auf den Kopf trifft. — Überhaupt ist es nicht möglich, sich etwas Einfacheres, Natürlicheres, als sein Gespräch zu denken. Er ist sich seiner innern Kraft und Vollendung aufs vollkommenste bewusst und lässt sich darum nur so ganz ruhig gehen. Sein Anstand ist vornehm, imposant, ohne eine Spur von Aufgeblasenheit, ohne die Steifheit, deren ihn so manche angeklagt haben. Manchmal geht seine Natürlichkeit in Naivetät über, und das steht ihm ganz bezaubernd. Im Laufe des Gesprächs erinnerte ich ihn einmal, dass er gesagt habe: Gott segne die Pedanten, da sie soviel nützliches beschicken. »Ja«, sagte er freundlich, »das schickt sich wohl für mich, die Partie der Pedanten zu übernehmen, da ich selbst Einer bin«. — Wenn man ihm etwas Verbindliches sagt, so zieht sich ein freundliches Lächeln über sein Gesicht, was ohne Worte zu sagen scheint: ich danke für Deine gute Absicht. — Die wenigen gütigen Zeilen, die er mir ins Reise-Stammbuch schrieb, habe ich Ihnen, glaub ich, schon mitgetheilt. — Beim Abschied nahm er noch zwey Steine aus seiner Mineraliensammlung und gab sie mir mit den Worten: »Ich muss Ihnen doch auch ein Andenken schenken, da sind ein paar Steine, aber ich nenne sie Ihnen nicht, denn wir haben auch unsre Geheimnisse. Fragen Sie nur den ersten besten Mineralogen danach«.

Auf meine Frage sagte mir Hausmann¹: der Eine heisse: Pyroxéne, der Feuergast, der Andere Amphibole, die *Zweydeutige*. Da hatte ich also meine gnädige Strafe. So endete mein liebes, glückliches Abentheuer. Nur musste ich leider mit dem Erzvater Jacob beym *Camoens*² ausrufen:

Zu kurzes Leben für so lange Liebe!

Dass er liebenswürdig war, darf man um so weniger bezweifeln, da er zwey Personen zugleich so erschien, wovon die Eine eine alte tiefe Abneigung mitbrachte, die Andre eine alte enthusiastische Liebe. Die Erste ward ausgelöscht; die Liebe — »statt zu sterben, ward der Fuchs erst nur recht lebendig«.

Da haben Sie Alles, lieber Heumann, was ich sagen kann; vielleicht kann ich einmal im mündlichen Gespräch die flüchtige Skizze noch etwas ausfüllen«.

So weit Frau Rehberg. Die Anspielung auf das Lied »Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg« bedarf keiner Erläuterung. Der ganze Bericht ist nähere Ausführung von etwas, was der Adressat im allgemeinen bereits weiss. Die Bemerkung über Göz im Eingang und die Erwähnung des »Herrn Veters« im Gespräch mit Goethe bestätigt Wagners Angabe, dass sich Frau Rehberg als eine Verwandte von Göz in Rudesheim einführte. Wenn aber Wagner erzählt, Frau Rehberg habe sich harthörig *gestellt*, so wird das hier berichtigt. Wenn Wagner behauptet, Goethe sei seinem Besuche gleich nachgeeilt und habe dann mit Herrn und Frau Rehberg (nicht »v. Rehberg«) viele heitere, interessante Stunden verbracht: so scheint sich aus den Worten der Frau Rehberg vielmehr zu ergeben, dass überhaupt nur zwei Zusammenkünfte stattfanden, der Besuch der verkleideten Frau Rehberg am Vormittag und der Besuch von Herrn und Frau Rehberg am Nachmittag; am Nachmittag wollte sich Frau Rehberg ihren Pardon holen, d. h. doch auch: sich erst zu erkennen geben. Man wird daher gut thun, den Einzelheiten der Wagnerschen Erzählung auch sonst ein vorsichtiges Misstrauen entgegen zu bringen.

Der Name Rehbergs ist Jedem bekannt, der sich mit der Geschichte Deutschlands seit der französischen Revolution etwas mehr als oberflächlich beschäftigt hat. Er war als Politiker eine der sympathischen Persönlichkeiten, welche unbeirrt von

¹ Ludwig Hausmann, Professor in Göttingen, Mineralog und Geolog, geb. 1782, gest. 1859: A. D. Biogr. 11, 94.

² In einem Sonette des Camoens sagt Jacob, da er Lea statt der Rahel erhalten, und von neuem sieben Jahre dienen muss: »Gern dient' ich länger, wäre nicht so kurz das Leben für so langes Lieben« (Übers. Storck 2, 31; A. W. Schlegel 4, 262 Böck.).

der stärksten alles fortreissenden Mode, dem sogenannten Zeitgeist entgegengesetzt, dieser Mode, diesem Zeitgeist die Vergänglichkeit anfühlen und, indem sie mit starken Wurzeln in der Vergangenheit haften, zugleich der Zukunft vorarbeiten. Er gehörte zu den entschiedensten Gegnern der französischen Revolution in Deutschland. Er war ein genauer Kenner Englands: »einer vierzigjährigen Beschäftigung mit den Parla-mentsverhandlungen«, schrieb er 1823 an Perthes (Perthes Leben, 6. Aufl. 3, 33) »verdanke ich den grössten Theil der Bildung meiner politischen Denkungsart«. Als aber die Lehren von Adam Smith unter seinen Landsleuten um sich griffen, blieb er kühl und kritisch: die Principles of political Oeconomy von Sir James Steuart hielt er höher, als Adam Smiths berühmtes Werk (vgl. Roscher, Gesch. der National-Ökonomik S. 744). Er war, als ein Deutscher, durch die Metaphysik hindurchgegangen. Aber er bildete zugleich das Bindeglied zwischen Justus Möser und der historischen Schule. »Weit grösseren Werth, als alle Prinzipien«, erzählt er (Sämmtl. Schriften 2, 20) »hatte für mich der tägliche Umgang mit Möser« »durch ihn ward mir die bürgerliche Welt, so wie sie vor der Revolution beschaffen war, und die ich in den Verhandlungen des englischen Parlaments nur aus einer oft idealisirenden Ferne betrachtete, ganz nahe gebracht« (ibid. 22). Andererseits war Niebuhr von Kindheit an ein grosser Verehrer Rehbergs¹, und 1828, als er den ersten Band von Rehbergs sämtlichen Schriften las, schrieb er: »Ihn persönlich kennen zu lernen und mit ihm zu discutiren, ist mir fast wichtiger, als Goethen kennen zu lernen« (Lebensnachr. 3, 215).

Es verlohnt schon, sich zu vergegenwärtigen, wie ein solcher Mann über Goethe gedacht. Leider ist das nicht so leicht möglich. »Ausführliche Betrachtungen über die Eigenthümlichkeiten der Werke dieses reichsten Geistes und grössten Talents unter den deutschen Dichtern, über seine Grundsätze vom Wesen der Poesie und der Künste und über seinen Einfluss auf die deutsche Nation« wollte Rehberg in einem Bande seiner sämtlichen Schriften (s. eben diese 1, 406) mittheilen; aber der Band ist nie erschienen. Wir würden daran vielleicht ermessen können, ob der Besuch von 1823 Rehbergs »alte tiefe Abneigung« gegen Goethe, wie Frau Rehberg sagt, wirklich bleibend auslöschte.

¹ Pertz, Leben Steins 1, 159 (in Niebuhrs Lebensnachrichten kann ich eine dafür beweisende Stelle nicht finden). Pertz 1, 12 f. 158—161 spricht über Rehbergs Verhältniss zu Stein. Über Rehbergs Antheil an der Hannöverschen Regierung vgl. Gervinus Gesch. des neunzehnten Jahrh. 2, 418—429. Im Allgemeinen s. Neuer Nekrolog der Deutschen 1836, I. 491—501; auch Mohl Gesch. und Lit. der Staatsw. 2, 366 f. Rehberg lebte vom 13. Jan. 1757 bis zum 9. Aug. 1836.

Nach alter tiefer Abneigung klingen die Äusserungen in den sämtlichen Schriften allerdings nicht, wie schon die angeführten Worte zeigen können. Aber Rehberg war und blieb in seinen Empfindungen Goethe gegenüber getheilt; etwa wie Niebuhr: — ich erinnere nur an dessen kräftige Hauptstelle: »Der jugendliche Goethe gehörte auch [wie Niebuhr selbst] mehr in das Rom des fünften Jahrhunderts der Stadt, als in das der Cäsaren; mehr in das Deutschland Luthers und Dürers, als in das des achtzehnten Jahrhunderts; mehr in Dantes und Boccaccios Florenz, als in das Ferdinands des Dritten; oder vielmehr, er gehörte dort ganz hin, als er Faust und Götz und seine Lieder sang. Welcher Dämon verführte ihn, auch dem achtzehnten Jahrhundert gerecht sein zu mögen? Aus dieser Italienischen Reise [die Niebuhr eben las] ging der Grosscophtha hervor, und was alles sonst die grosse und heilige Natur in ihm verhüllt zeigt« (Lebensnachr. 2, 289 f.).

Rehberg war *getheilt* in seinen Empfindungen gegen Goethe, wie Niebuhr; aber er war nicht *in demselben Sinne* getheilt, wie Niebuhr.

Niebuhr stellte den Götz und Faust auf eine Linie. Rehberg feierte Goethe als die unerwartete Erscheinung eines wirklich nationalen Dichters; er feierte den Götz (Sämmtl. Schr. 2, 3¹): aber er fand »Gemeines und Geschmackloses« im Faust und hielt diejenigen, welche darüber entzückt waren, für Menschen, »welche mehr das Starke lieben, als das Edle und Schöne« (ibid. 1, 405 f.).

Rehberg schätzte Herrmann und Dorothea, er schätzte die Iphigenie so hoch, wie den Götz. Aber er konnte nicht begreifen, wie Goethe seine Kraft an eine Übersetzung von Rameaus Neffen verschwenden mochte. Er lobte die Anmerkungen zu dem Buche, bedauerte aber, dass sie im Gefolge einer so »unwürdigen Arbeit« auftraten und nicht vielmehr zusammenhängend dargelegt waren (ibid. 1, 402). Er hob Goethes Satz »Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an« und dessen nähere Ausführung missbilligend hervor und erklärte: »Es ist durchaus unmöglich, den Menschen so vom Künstler zu trennen. Alle Werke schöner Künste, vorzüglich

¹ Diese Äusserungen Rehbergs (1831) stehen vielleicht ein wenig unter dem Einflusse von Tiecks Vorrede zu Lenz (1828): z. B. S. LXIX »Goethe der wahrhafte deutsche Dichter, der sich nach langer Zeit, nach Jahrhunderten wieder zeigte«. Aber sie finden sich allerdings schon ähnlich in der Recension der Wahlverwandschaften, von der im Texte gleich die Rede sein wird. Rehbergs Verhältniss zu Tieck, das gerade um 1830 blühte, wird durch die wenigen Briefe, die uns Holtei (Briefe an Tieck 3, 98) gönnt, nur unvollständig beleuchtet. Von Rehberg rührt bekanntlich der Brief her, welcher den Schluss von Tiecks Einleitung zu Lenz bildet (Köpke Tieck 2, 62 f. 281).

der Poesie, quellen aus dem Innersten des Gemüths hervor . . . Verbannt man alle moralischen Rücksichten aus dem ästhetischen Urtheile, so würdigt man die schönen Künste zu Gaukelspielen herab, die zum Zeitvertreibe dienen« (ibid. I, 403 f.).

Rehberg liess den Werther gelten; er hatte am Wilhelm Meister allerlei bewundernd zu tadeln; aber er wollte von den Wahlverwandschaften nichts wissen. »Wohin ist es jetzt mit unserer Nation gekommen,« rief er aus, dass der Verfasser des Götz, der Iphigenie, des Wilhelm Meister »glaubt, ihr die Wahlverwandschaften geben zu dürfen, ohne von seinem Ansehen einzubüssen; oder gar ihr geben zu müssen, um sich dabei zu erhalten, dass er die ausgezeichnetsten Favoritlesebücher liefere?«

Da glaubt man freilich eine tiefe Abneigung herauszuhören! Der Satz steht in einer Recension der Wahlverwandschaften, welche den Jahrgang 1810 der (Halleschen) Allgemeinen Literatur-Zeitung eröffnete.

Rehberg sagte seine ganze damalige Meinung über Goethe. Es scheint, dass ihn an der Iphigenie noch das Griechische, an Herrmann und Dorothea die Hexameter störten: worin er ja teutonische Literarhistoriker zu Nachfolgern hatte. Er sprach Goethes theatralischen Schriften die eigentliche Bühnenwirkung ab und hielt seinen Tragödien Klingers Zwillinge, seinen Schau- und Lustspielen »Schröders Schöpfungen« entgegen! Er erzählte den Inhalt der Wahlverwandschaften und nahm die Charaktere durch. Er erklärte den Eduard für einen baronisirten Wilhelm Meister, den er hinwiderum als einen charakterlosen Laps bezeichnet hatte, so dass Eduard schliesslich kurzweg als »Baron Laps« figurirt. Er behauptete, Ottilie sei nicht ein echtes Kind von des Dichters Geiste, sondern sündhafter Weise erzeugt, in doppelter Erinnerung, an Mignon und an ein altes Bild von Masaccio oder Giotto. Er glaubte, nicht uneben, eine Verwandtschaft zwischen Luciane und der natürlichen Tochter herauszufühlen. Und er meinte schliesslich: »Wie kann man aus solchen Geschöpfen eine Tragödie machen! O göttlicher Sophokles, heiliger Shakespear, Richardson, Rousseau, und wer sonst das menschliche Herz durch den Kampf der Leidenschaft mit dem Gefühle des Erhabnen zu bewegen wusste! Hat der Verf. des Werthers und der Iphigenie hier sich selbst oder sein Publikum verspotten wollen?«

Die Recension gehört unstreitig zu dem Bedeutendsten, was jemals gegen Goethe geschrieben wurde. Man kann das meinen Auszüge zwar nicht ansehen; aber wenn ich den Aufsatz ganz abschriebe, so würde es jedermann zugeben. Die Widerlegung dessen, was Rehberg vorbringt, müsste sofort auf die höchsten prinzipiellen Fragen der Literaturwissenschaft und Ästhetik führen. Eine Erwiderung im Morgenblatt vom 14. Juli 1810 war sehr schwach.